



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Werminghoff, A.: Die Geschichte der Universität Wittenberg

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Geschichte der Universität Wittenberg

Don Professor Dr. A. Werminghoff



it lastender Wucht legt sich der Ernst des großen Krieges, der nunmehr seit drei Jahren das deutsche Volk in seine herbe Schule zwingt, auf unser aller Gedanken, um sie nahezu ausschließlich auf Gegenwart und Zukunft einzustellen, von der Vergangenheit aber, der nahen nicht minder als der fernen, mehr und mehr abzudrängen. Sie werden gebannt durch die Sorge und das Leid des einzelnen Tages, und schier allzu selten geben wir uns darüber Rechenschaft, daß zwischen dem Heute und dem Gestern Klammern bestehen, von denen doch so viele den Mut und die Zuversicht des Durchhaltens in uns stählen sollten und auch können. Indem wir unser Reich verteidigen und zu sichern uns mühen, bewähren wir den felsenfesten Willen, das Erbe der Väter ungeschmälert, wenn irgend möglich erweitert, den Nachkommen zu überliefern, nicht allein das politische, sondern auch das geistige und kulturelle, gerade weil es in einer Zeit der Befehdung und Verlästerung uns selbst seine köstlichen, unerschöpflichen Schätze offenbart. Wer das Ziel seines Handelns und Wollens in den Satz kleidet: „Das Weltreich muß uns werden“, steht, sei es bewußt sei es unbewußt, unter dem Eindruck des Lutherwortes: „Das Reich muß uns doch bleiben“, jenes edlen Trostes, der einst den Kampf um die geistige Befreiung unseres Volkes siegreich bestehen ließ. Luther und sein Ringen wider eine Welt von Feinden sind Sinnbilder deutscher Kraft, die uns erheben —, es war wahrlich kein Zufall, daß die Feier, mit der am 21. Juni dieses vielbewegten Jahres die Universität Halle das Gedächtnis der Vereinigung mit der ehrwürdigen Wittenberger Hochschule erneute, ihren Höhepunkt darin fand, daß alle ihre Teilnehmer das unvergängliche „Ein' feste Burg ist unser Gott“ anstimmten: in ihm verschmolzen Bekenntnis und Gelübde, Vergangenheit und Gegenwart zu einer inneren, unlöslichen Einheit.

Nicht allein im Liede wurden die Gedanken nach rückwärts geführt: es geschah auch durch die Rede des Tages und durch die Worte des Rektors mit ihrem ehrenden Danke an Walter Friedensburg, der als Geschenk seines Fleißes eine Geschichte der Universität Wittenberg darbrachte, um es gleich zu sagen das Werk rastloser Arbeit, sorgsamster Verwertung aller Quellen, lichtvoller

Stoffverteilung, klarer Darstellung\*). Vor vier Jahren begonnen, unter dem erregenden Eindruck des Weltkrieges vollendet, wird es immerdar ein Zeichen dafür sein, daß auch der rückwärts gewandte Prophet, d. h. eben der Geschichtsforscher, im Dienste des Vaterlandes steht, wenn ihm gleich versagt ist, mit den Waffen in der Hand zu streiten. Auch in sein Forschen und Spüren hinein tönt der Ruf zum Aushalten, zur Erfüllung der Pflicht innerhalb des ihm gesetzten Kreises, damit dem von ihm bisher bestellten Gebiete deutschen Wissens treue Pflege und sorgliches Fäten nicht fehle. Auch er ja schafft, wie Gustav Freytag in seiner „Verlorenen Handschrift“ einmal schrieb, mit inneren Kämpfen, mit seinem besten Herzblood, zuweilen unter schwerem Leid, oft mit beglückender Freudigkeit; was er seiner Zeit darbringt, erblüht ihm aus den tiefsten Wurzeln seines Lebens. Indem er die häufig spröden Überlieferungen nötigt, ihm Antwort auf seine Fragen zu geben, indem er sie sichtet und aus ihnen neue Erkenntnisse vermittelt, mehrt er die geistige Habe seines Volkes. Zu ihrem großen Bau rüstet er feste Steine zu und setzt er sie zugleich zusammen, dem Steinmetz vergleichbar und doch wieder von ihm verschieden, weil sein Mähen ideellen Werten und Besitztümern gilt.

Man wird nicht erwarten, daß schon heute der Versuch unternommen werde, Walter Friedensburgs Werk auszuschöpfen oder einen bequem zugerichteten Auszug zu liefern. Leistungen, wie die vorliegenden, verlangen nach besinnlichen Lesern, die überdies bestrebt sind, die frisch gewonnenen Aufschlüsse in das Gesamtgefüge des bisherigen Wissens einzugliedern. Unbedenklich aber darf geurteilt werden: die Geschichte der Universität Wittenberg erschien zur rechten Zeit und als vollwertiges Glied eines großen Kreises von Werken, die der Geschichte der deutschen Universitäten im allgemeinen, einzelner Hochschulen im besonderen gewidmet sind.

Friedensburgs Werk erschien zur rechten Zeit. Im Gedächtnisjahre der Reformation schildert es mit schlichter Natürlichkeit und mit der Gabe deutlicher Bergegenwärtigung den Schauplatz, auf dem Luther als Lehrer der akademischen Jugend wirkte, den er zur Stätte weltgeschichtlichen Geschehens erhob. Klein waren die Anfänge der Leucorea, wie die Gründung Friedrichs des Weisen († 1525) vom Jahre 1502 mit humanistischem Gepränge sich nannte, eng verbunden mit der kirchlichen Anstalt des an Reliquien und folgeweise an Ab-

\*) Walter Friedensburg „Die Geschichte der Universität Wittenberg“, Halle a. S., Verlag von M. Niemeyer, 1917. IX, 645 S. (gedruckt von E. Karras, G. m. b. H. in Halle). Dem Buche sind beigegeben das Bildnis Friedrichs des Weisen von Albrecht Dürer, ein Bild des Haupt- und Seitengebäudes am Innenhof des Wittenberger Augusteums und eine Abbildung des Wittenberger Universitätskatheders von etwa dem Jahre 1600. — Wir möchten nicht unterlassen, hier auf eine zweite, gleichzeitig erschienene Schrift hinzuweisen: „Die Universitäten Wittenberg und Halle vor und bei ihrer Vereinigung“. Ein Beitrag zur Jahrhundertfeier am 21. Juni 1917 von J. Jordan und D. Kern, Halle a. S., Verlag von M. Niemeyer, 1917. 48 S. mit 46 Tafeln Abbildungen aus Wittenberg und Halle. Das geschmackvolle Heft ist den im Felde stehenden Studierenden der Universität gewidmet.

lassen so reichen Allerheiligenstiftes, dessen Pfänden die Anstellung und Tätigkeit der ersten Lehrer sicherstellten. Nicht so sehr die Privilegien Maximilians des Ersten († 1519) und Julius' des Zweiten († 1513) wie seines Legaten als vielmehr die Wirksamkeit Luthers bedingten den raschen Aufstieg zur Höhe. Unermüßlich sorgte der größte aller deutschen Professoren für sein Wittenberg, eng verbündet mit dem feinen Magister Philipp Melancthon und anderen treuen Beggenossen, denen er nicht immer ein bequemer Kollege, stets ein an die Sache des neuen Glaubens denkender Helfer war. Wittenberg wurde aus einem Trug-Leipzig zu einem Trug-Rom, der Mittelpunkt der jungen evangelischen Lehre und des protestantischen Kirchentums. Die einander ablösenden und ergänzenden Ordnungen der Hochschule, ihre Lehrer und Schüler ziehen, von sicherer Hand geführt, am Auge des Lesers vorüber. Es überrascht zu beobachten, welchen Reichtum kleinen und großen Geschehens der Rahmen gerade der ersten Abschnitte umschließt, wieviel des Neuen er in sich birgt und wieviel des Bekannten dank solcher Umgebung in unerwartete Beleuchtung gerückt wird. Über der Hochschule walteten als Wohltäter, Berater und Leiter die Landesfürsten aus dem ernestinischem Zweige der Wettiner; in welchem Geiste sie ihr Amt versahen, mögen allein zwei Reihen von Sätzen veranschaulichen, die erste in den Statuten vom Jahre 1508 und die zweite in den allgemeinen Vorschriften über die Studien und das Verhalten der Universitäts Hörer aus dem Jahre 1545, die Melancthon ausgearbeitet hatte und Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige († 1554) verkündete. Im Jahre 1508 führte Friedrich der Weise aus: „Unsere Hochschule, die wir jüngst zum Preis des Allmächtigen, zur Förderung des Klerus und zum gemeinen Nutzen der Studenten unter der Zustimmung des Papstes Julius und des Kaisers Maximilian errichtet haben, möge, das wünschen wir von ganzem Herzen, dauernd und rühmlich bestehen als ein Markt der freien Wissenschaften, auf dem die Besucher löbliche Kenntnisse und, die Vorbedingung für solche, verfeinerte Sitten sich aneignen, derart daß sie dadurch fähig werden, die Geschäfte Gottes wie auch der Welt, ein jeder zu seinem Teile, um so besser zu besorgen; wo aber auch wir selbst mit unseren Getreuen und der umwohnenden Bevölkerung in schwierigen Fällen wie zu einem Dratel unsere Zuflucht nehmen können, um, wenn wir zweifelnd und unschlüssig herbeikommen, hier eine Antwort entgegenzunehmen, mit der wir sicher und jedem Zweifel entrückt heimkehren mögen.“ Im Jahre 1545 sodann meinte Johann Friedrich der Großmütige: „Ob schon unsere Arbeit von so manchen, die nur Üppigkeit und Reichtum bewundern, gering geachtet wird, so mögen wir doch eingedenk bleiben, welch ein gewaltiger Segen darin liegt, das Wahre, das Sittliche und Heilsame getreulich zu lehren und zu schützen, wodurch wir sowohl der Kirche als auch dem Gemeinwohl dienen. Und von solchem Tun sagt der Apostel: Eure Arbeit ist nicht vergeblich in dem Herrn.“ Dort: die Geschäfte Gottes und der Welt besorgen, hier: der Kirche und dem Gemeinwohl dienen —, man empfindet den Nachhall des Mittelalters, das der Kirche so lange den

Vorrang vor dem Staate eingeräumt wissen wollte, und nicht minder das Wehen einer neuen Zeit, die der Welt, dem Gemeinwohl, das heißt aber dem Staate mit seinen irdischen Aufgaben und Zielen, den gebührenden Platz einzuweisen begann. Wittenberg hat zu seinem Teile an diesem Umbildungsprozeß mitgearbeitet, und wieder war es Luther, der von Wittenberg aus die starke Mauer der Romanisten, die Lehre, daß „geistliche Gewalt über der weltlichen ist“, zu Falle brachte.

Wenn aber auch der Tod des Reformators im Jahre 1546 die Entwicklung der Universität in der kleinen Altstadt — Abiorenna war ihr stolzer Name im Gelehrtenlauderwelsch des sechzehnten Jahrhunderts — nicht unmittelbar lähmte, so waren doch die ihm folgenden politischen Umgestaltungen und dogmatischen Streitigkeiten von einschneidender Wirkung. Dank dem für die Ernestiner verderblichen Ausgang des Schmalkaldischen Krieges wurden im Jahre 1547 die Kurwürde und der Kurkreis samt Wittenberg Besitz der Albertiner, deren wechselnde Parteinahme in den Auseinandersetzungen zwischen dem starren Luthertum und dem milderen Melancthonianismus vor den härtesten Maßregeln gegen die Mitglieder des Lehrkörpers nicht zurückschreckte. Mit Melancthon († 1560) verlor die Hochschule den praeceptor Germaniae, der ihr seit mehr als vierzig Jahren die Treue bewahrt hatte. Neue Statuten für die einzelnen Fakultäten verrieten Unruhe und Unsicherheit unter dem so ganz anders gearteten Fürstengeschlecht, bis erst die Satzungen Christians II († 1611) vom Jahre 1605 die Gesamtorganisation der Hochschule einigermaßen zum Abschluß brachten. Seit dem Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts Vertreterin des strengen Luthertums war sie nicht geneigt, abweichenden Meinungen Gastfreundschaft zu gewähren oder gar sich ihnen anzupassen. Vorläufig wenigstens vermochte sie die Zahl ihrer Besucher auf der alten Höhe zu erhalten, bis auch für sie die Wirren der dreißigjährigen Kriegszeit erhebliche Einbußen heraufführten; am Ende des Jahrhunderts wurde sie von dem ebenfalls albertinischen Leipzig überflügelt, während gleichzeitig in Halle eine neue Nebenbuhlerin, später ihre Erbin erstand (1694). Als Lehranstalt behauptete Wittenberg seinen durch die Überlieferung gesicherten Platz, erst im achtzehnten Jahrhundert machten sich die Symptome des Siechtums und Niedergangs bemerkbar, die nicht dadurch abgewehrt wurden, daß in seiner zweiten Hälfte der harte, ausschließliche Orthodoxyismus in der theologischen Fakultät seinen Einfluß schwinden sah. Noch immer wußte die Leucorea bedeutende Gelehrte an sich zu fesseln, so den Mediziner Konrad Viktor Schneider († 1680), einen Konrad Samuel Schurzfleisch († 1708), den die Zeitgenossen eine lebende Bibliothek und ein wandelndes Museum nannten, und einen Johann Mathias Schröckh († 1808), dessen vielbändige Kirchengeschichte bis heute benutzbar ist. Noch war die Universität fähig, neue Unterrichtsgebiete in ihre Obhut zu nehmen, so die Staatswissenschaft im Jahre 1785, die Botanik 1803 und die historischen Hilfswissenschaften 1811. Noch wurde im Jahre 1802 das Ge-

dächtnis ihres dreihundertjährigen Bestehens mit der Hoffnung auf erspriessliche Zukunft festlich begangen. In Wahrheit waren ihre Tage gezählt, seit Napoleon I. im Jahre 1813 sie für aufgehoben erklärt hatte, seit die Stadt, der Stützpunkt für die militärischen Operationen des Korsen, die Lehrer und Hörer der Universität nicht mehr schirmen konnte. So findet in der Darlegung aller der Maßnahmen, die zur Vereinigung des Wittenberger Restbestandes mit dem jüngeren, dem modernen Geiste aufgeschlossenen Halle führten, Friedensburgs Arbeit ihr naturgemäßes Ende. Der Stadt der Reformation blieb das Predigerseminar, steigerte sich unter dem Schutze des preussischen Staates die wirtschaftliche Kraft, die sie befähigte, zu einem ansehnlichen und regsamen Gemeinwesen sich emporzuschwingen. Ihr Name weckt unzerstörbare Erinnerungen an die gewaltige Umwälzung unserer nationalen Geschichte, die von ihrer Schloßkirche und ihrem Elstertor den Ausgang nahm. Indem Friedensburg ihrer Hochschule das Denkmal setzte, hat er es mit Geschick vermieden, einzig und allein den Lehrern an ihr, dazu ihren oft bewegten Lebensläufen, ihrem Wechsel von Lehrstuhl zu Lehrstuhl oder von einer Fakultät zur anderen seine Aufmerksamkeit zu schenken. Wie dem Charakter des Dozenten, ihrem Unterricht und ihren hauptsächlichsten Schriften sucht er auch dem allmählichen Ausbau der Universitätsinstitute gerecht zu werden, darunter der immer — und auch heute noch — stiefmütterlich behandelten Universitätsbibliothek. Er schildert das Leben und Treiben der Studierenden, ihre Bräuche und Disputationen, ihre allmählich sich einstellenden Verbindungen, ihre Stipendien und anderes mehr. Etwas zurück treten die Beziehungen der Universität zur Stadt als Gemeinde, wie aber deren Schicksale die der Alma mater beeinflussten, wird nicht allein aus den Schilderungen der Leiden Wittenbergs im Dreißigjährigen und im Siebenjährigen Kriege klar ersichtlich. In dichten Scharen drängen sich die Einzelpersonen, die seit 1502 bis 1813 in Wittenberg lehrten und lernten, nicht nur berühmte, sondern auch solche, deren Andenken der eine Tag schuf und der andere wiederum zur Vergessenheit verurteilte. Ihrer aller Zug spiegeln die drei Jahrhunderte wieder, deren Verschiedenheiten in Zielen und Leistungen ihnen den Stempel aufgedrückt haben; die schwere Kunst, sie historisch zu werten und aus ihrer Zeit heraus verständlich zu machen, hat Friedensburg trefflich geübt.

Nur in den knappsten Umrissen konnte der Inhalt seines Werkes hier angedeutet werden —, um so weniger sei deshalb vergessen, daß es als Geschichte einer einzelnen Universität fordern darf, auch unter den Beiträgen zur Geschichte des deutschen Geisteslebens im allgemeinen begrüßt zu werden. Die große Gefahr, Wittenberg ausschließlich zu würdigen und darüber seine Verwandtschaft mit den übrigen Hochschulen hintanzustellen, ist als überwunden zu bezeichnen; solange nicht „Die Geschichte der deutschen Universitäten“ von Georg Kaufmann — sie reicht in zwei, seit 1888 und 1895 vorliegenden Bänden erst bis

zum Auftreten Luthers — fortgeführt sein wird, mag Friedensburgs Arbeit wenigstens als Teilerfolg angesehen werden, neben der die Abrisse von Friedrich Paulsen (in seinem Buche über die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium, 1902 und in dem Sammelwerke von Wilhelm Lexis, 1893) auch jetzt noch ihren Platz behaupten. Die Darstellung Friedensburgs füllt eine lange klaffende Lücke aus, die um so schmerzlicher empfunden wurde, als der große Gegenstand an sich selbst zu seiner Bewältigung aufforderte; indem sie Univeritätsverfassung, -Unterricht und -Leben in der Neuzeit beschreibt, läßt sie die älteren Arbeiten hinter sich, die nur der einen oder anderen Seite in der Entwicklung unserer Hochschulen sich zuwandten, wie z. B. das Werk von August Tholuck, dessen „Vorgeschichte des Rationalismus“ im ersten Bande (1853) das akademische Leben des siebzehnten Jahrhunderts zu schildern unternommen hat. Die „Geschichte der Universität Wittenberg“ geht ihrem zeitlichen Umfange eine erhebliche Strecke dem Buche von Wilhelm Schrader über die Universität Halle (1894) zur Seite und führt gleichsam zu ihm hin: immer wird es lehrreich bleiben, die Schicksale und den Geist beider Hochschulen miteinander zu vergleichen. Jede von ihnen verkörpert eine besondere Entwicklungsstufe in der Gesamtkultur des deutschen Volkes, Wittenberg die der Reformation und Halle die der Aufklärung. Ihre Vereinigung im Jahre 1817 erfolgte wenig später als die Zusammenlegung der Universitäten Frankfurt an der Oder (gegründet 1506) und Breslau (gegründet 1702) im Jahre 1811, die Neuerrichtung der Hochschule von Berlin (1809) und wenig früher als die von Bonn (1818); sie alle gebiethen unter dem Schutze des preussischen Staates, dessen politische Kraft mit dem deutschen Geiste sich erfüllte. Die anheimelnde Größe aber dieses geistigen Lebens in Preußen und in Deutschland überhaupt besteht nicht zuletzt darin, daß es aus vielen Quellen zu gleicher Zeit und in regem Wettstreit gespeist wurde —, wir kannten und kennen eben nicht jenen Druck der Zentralisation, deren sich die Romanen rühmen; neidlos und wunschlos überlassen wir ihnen solchen doch nur angeblichen Vorzug. Eine dieser Quellen hat Friedensburg zu neuem Leben geweckt, und Sache nicht nur der berufsmäßigen Forscher wird es sein, ihm den Dank dafür abzustatten. Sein stattliches Buch ist ein Zeugnis zielsicheren Arbeitswillens, dem inmitten der Kriegsnöthe Verleger und Drucker sich freudig zur Verfügung stellten, eine Gabe zunächst für die Vereinigte Friedrichs-Universität und nicht weniger für alle, die in der Ausprägung des geistigen Lebens in unserem Volke sein Wesen und Können zu erfassen trachten. Vermittelt aber alle geschichtliche Erkenntnis Mahnungen und Antriebe, Warnungen und Verbote, so wird aus ihr nicht zuletzt der beschenkten Universität das Pflichtbewußtsein sich verstärken, daß auch sie für die schweren Aufgaben der Zukunft sich rüsten und bereit halten muß. Wenn einst der Frieden wieder einkehrt und die zu Männern der Tat gereiften Studierenden aufs neue die Hörsäle füllen, dann werden Sorgen und Nöthe von mancherlei Art nicht ausbleiben. Unsere akademische Jugend hat geblutet und gekämpft —, sie wird

und soll fordern, daß wir Lehrer uns ihrer annehmen, damit sie sich wieder einföhle in den Dienst der Wissenschaft, die dem innerlich gewandelten Gesamtvolke Rechnung tragen muß, nicht aber dem überlebten Ballast aus der Friedenszeit ein unfruchtbares Dasein verbürgen darf. Auch im Leben unserer Universitäten bezeichnet der Völkerring einen tiefen Einschnitt, den Bruch des Glaubens an die völkerverbindende Kraft der Wissenschaft, die nur im freien Staate mit weiten Zielen gedeihen kann und wird. Der Mut, allen Schwierigkeiten im frohen Schaffen zu begegnen, wird und muß den Widerstand des Veralteten sieghaft überwinden; unsere Hochschulen möchten den Druck einer Belastungsprobe, wie sie nach den Freiheitskriegen einsetzte, nicht noch einmal überwinden, weil es ihre Aufgabe bleiben wird, die großen Errungenschaften geistiger Art, die im Ringen um die Erhaltung unseres Vaterlandes erworben wurden, den künftigen Geschlechtern zu erhalten und auf ihnen als sicheren Grundlagen weiterzubauen. Wittenberg mußte sinken, weil sein Staat zusammenbrach; Halle—Wittenberg aber möge im ruhmvoll verteidigten und gesicherten Reiche Bismarcks den Ehrenplatz behaupten, zu dem es sein Name und seine Geschichte berufen.



## Neue Bücher

**Dr. Ernst Neumann**, weiland Professor am Allgemeinen Vorlesungswesen in Hamburg: Zeitfragen deutscher Nationalerziehung. Sechs Vorlesungen. Herausgegeben von Georg Anschütz. (Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig 1917.) Preis geh. 2,60 Mk., geb. 3,20 Mk.

Im ersten Kriegsjahr, im Frühling 1915, ist Ernst Neumann an der Stätte seines Wirkens im rüstigen Mannesalter nach kurzer Krankheit gestorben. Nicht allzu viele waren sich damals bewußt, daß ein Mann von nicht gewöhnlicher Geistesart von uns gegangen war. Sein Tod verklang im großen Sterben unserer Tage. Und doch hatte er mit großem Eifer an den Aufgaben der Zeit gewirkt. Er war kein weltfremder Gelehrter. Philosophisch reich begabt, stark gefesselt von den